



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wochenbericht.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

W o c h e n b e r i c h t.

Pariser Brief. — Der Jahrestag der Februarrevolution sollte heute, so hieß es, zu einer großen Kundmachung der arbeitenden Classe benutzt werden. Die Arbeiter, verkündete die Fama, sollten sich auf dem Bastilleplatz, dem Allerseelenplatz der Revolutionen, versammeln und ihre republikanischen Gesinnungen durch Darbringung von Immortellenkränzen an den Tag legen. Wenn man sich zahlreich genug eingefunden hätte, dann würde man auch einen Spaziergang über die Boulevards wagen und neben dem Rufe: „Es lebe Napoleon“, die französischen Sympathien für die Türkei und die Antipathien gegen Rußland zu Tage gefördert haben. So lautete das in den Ateliers, kein Mensch weiß durch wen, angeregte Programm dieses Erinnerungsfestes der am zweiten December selig entschlafenen Republik. Da man das unleugbare Vorhandensein eines solchen Planes im Auslande leicht zu unrichtigen, vom Scheine allein gerechtfertigten Folgerungen benutzen könnte, wollen wir, an die pragmatische Geschichte dieser legitimistisch-polizeilichen Fehlgeburt anknüpfend, einen Blick auf die Gemüthsverfassung unserer Capitale werfen.

Die Arbeiter insbesondere und die Demokraten im allgemeinen sind weit entfernt gewesen, im jetzigen Augenblicke ein Lebenszeichen von sich zu geben. Man erregte in jenen einige Velleitäten zu einer politischen Kundgebung, indem man ihnen vorstellte, daß, da die Regierung am officiellen Festtage des fünfzehnten August jederlei Arbeit streng untersage, es billig sei, daß die Demokraten ihrerseits sich einen Tag der Ruhe vorbehielten, und da wäre keiner besser geeignet, als der 24. Februar. Diese Vorstellung scheint einigen Eindruck auf die Gemüther der Arbeiter gemacht zu haben, und schon vor mehren Wochen erhielten die demokratischen Blätter und die ehemaligen noch im Lande gebliebenen Führer der Partei vollkommene Kunde von dem Vorhaben der Arbeiter. Erklärlicherweise widerriethen sie und suchten, jeder in seinem Kreise, zu erklären, wie unpassend, wie unpolitisch und wie unpatriotisch im gegenwärtigen Augenblicke jede Diverston wäre. Es wurde im Stillen doch fortgearbeitet, und die Polizei, welche natürlich alles wußte, was vorging, verhielt sich ganz still bis vor einigen Tagen, wo plötzlich zahlreiche Verhaftungen geschahen, welche auch gestern und heute noch fortgesetzt wurden. Diese Verhaftungen erstrecken sich auf verschiedene Classen. Es wurden Arbeiter, Priester, sogenannte habits noirs, und auch mehre im Rufe eifriger Bonapartisten stehende Personen festgenommen. Den Zeitungen ist es streng untersagt worden, der letzten Razzia der Polizei zu erwähnen, aber man kann nicht verhindern, daß der Sache auf den Grund gegangen wird. Es hat sich nun folgendes als Resultat der von den verschiedensten Seiten zusammenlaufenden Untersuchung ergeben: Der erste Anstoß zu der beabsichtigten Manifestation ist von den Legitimisten und Justonisten gegeben worden. Diesen ist der Krieg gegen Rußland unter den vorhandenen Verhältnissen unbequem und sie wollten die Regierung durch eine als Ergebnis revolutionärer Umtriebe zu denuncirende Demonstration ängstlich machen. Als aber die erste Kunde von diesen legitimistisch-justonistischen Bestrebungen in gewisse officielle Kreise gelangte, fanden sich in diesen Männer, denen es für die Regierung nicht unvortheilhaft erschien, dem Volke eine Kundmachung zu Gunsten der Türkei zu gestatten. So unglaublich es klingen mag, so richtig scheint es doch, daß die Polizei anfänglich nicht so

Grenzboten. I. 1854.

energisch einschreiten konnte, als sie es gewünscht hätte. Die populären Kriegsdemonstrationen jenseits des Kanals haben die Partei der sogenannten Bonapartistischen Demokraten oder demokratischen Bonapartisten, ich weiß nicht, welche Bezeichnung die richtigere ist, eifersüchtig gemacht, und diese hoffen, die Apathie des Volkes durch diese in den Mantel einer bonapartistischen Kundgebung gehüllten republikanische Regung zu beseitigen. Man wollte auf diese Weise England es gleich thun und zugleich drohend auf Rußland und Oestreich wirken. Erst später ist der Kriegsminister mit seiner Ansicht durchgedrungen, daß die Regierung ganz gegen ihre Principien handele, wenn sie derlei Oeffentlichkeiten gestatte, um so mehr, als dem in Paris anwesenden Militär dadurch eine schwere, unnatürliche Stellung gemacht werde. Man könne dieses nicht in die Kasernen consigniren und ihm doch auch nicht gestatten, sich an der Manifestation zu theilnehmen, was aber unfehlbar geschehen wäre, wenn man ihnen erlaubt hätte, in den Straßen zu erscheinen, ohne dem Bastillenzuge vorzubeugen. Diese Ansicht erhielt endlich durch die Unterstützung des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten den Ausschlag. Die Haltung Oestreichs, die Sprache seiner Regierung scheint den Westmächten so günstig geworden zu sein, daß man es für Pflicht, Schicklichkeit und Politik zugleich hielt, jede populäre Demonstration, welche in Oestreich unangenehme Kundgebungen ausarten könnte, zu verhindern. Dies ist auch endlich durch die erwähnten Verhaftungen und durch eine militärische Präsenz zweier Regimenter geschehen. Alles lief auf zahlreiche Spaziergänger mit und ohne Blouse in der Nähe des Bastilleplatzes und in der Vorstadt St. Antoine hinaus. Sogar einige republikanische Immortellenkränze und bonapartistische Weichensträuße zeigten sich in den Straßen, wurden jedoch nebst ihren Trägern sogleich von der Polizei mit Beschlagnahme belegt. Dies der Sachverhalt, und aus dem Wunsche einflußreicher Anhänger der Regierung, die Demonstration nicht zu unterdrücken, kann man auf die Stimmung des Volkes, wie diese selbst der seit dem zweiten December gewiß nicht in Sicherheit gewiegten officiellen Welt erscheint, schließen. Die Regierung weiß, daß sie jetzt von den Demokraten nichts zu fürchten habe. Das Feindseligste, was ihr von dieser Seite her drohen kann, das geschieht durch die geringe Theilnahme der öffentlichen Meinung an der ganz im Sinne und nach den Sympathien der großen Majorität befolgten auswärtigen Politik Napoleons III. Ich habe dieses Symptom bereits in meinem letzten Briefe constatirt und zu erklären gesucht, und was bei Gelegenheit der beabsichtigten Februarmanifestation sich zugetragen, hat die Richtigkeit meiner Ansicht bewährt.

Die Demokraten Frankreichs, selbst bis zu den französischen Kosmopoliten und Universalrepublikanern hinaus, sind ihrem innersten Wesen nach doch zunächst eifrige Patrioten im exclusiv-nationalen Sinne, und wenn sie auch mit den Gleichgesinnten anderer Nationen gemeinschaftliche Sache zu machen jeden Augenblick bereit wären, so würden sie doch niemals eine Unternehmung wagen, welche das Land dem Auslande gegenüber so arg compromittiren könnte. Die Legitimisten wie die Jesuiten und Erz-katholiken der klericalen Partei nehmen es in diesem Punkte minder genau, und daher allein rührt die nimmer zu entwurzelnde Unpopularität dieser Partei. Daher auch der Haß der gegen die abtrünnigen Orleansisten, die sogenannten Fusionisten, im Lande so schnell allgemein geworden, weil man annimmt, daß die Fusion eine Verleugnung der dreifarbigigen Fahne ist und diese in der Anschauung des Volkes in der weitesten Bedeutung des Wortes das Symbol ist, um das, dem Auslande und besonders den

Russen gegenüber, das ganze Land sich vereinigen muß. Dem Krieg gegen Rußland, wenn er auch nicht mit so lärmendem Enthusiasmus acclamirt wird, als dies unter andern Umständen geschähe, wird es niemals an Soldaten fehlen. Vom einzelnen wird das Pflichtgefühl und die Neigung zu einer gerechten Sache erwartet, wenn sich auch die Partei, als gewaltsam bei Seite geschafft, still zur Seite hält. Hierin spricht sich auch die Stimmung des Landes vollkommen aus. Man ist zufrieden mit allem, was in der orientalischen Frage geschehen mag, aber man ist unglücklich, daß es nicht durch eine dem Lande werthere Regierung geschehen ist.

Man ist auch im Irrthume, wenn man glaubt, daß die Demokratie aus speciellem Parteiinteresse für den Krieg gestimmt ist und große Hoffnungen auf dessen Ausgang setzt. Was die Demokratie, so viel sich herausfühlen läßt, wünscht, ist eine Demüthigung Rußlands, aber es fällt ihr nicht ein, zu glauben, Louis Napoleon könne einen Propagandakrieg machen. Daß möglicherweise in Polen einige von der französischen Nation gewünschte Verwickelungen vor sich gehen können, das sagt man sich wol, aber man fühlt auch, daß das, was Louis Napoleon zu Stande brächte, doch auch nur ein Uebergangswerk wäre. Polen und Ungarn haben, glaubt man hier, von Frankreich nur wenig zu erwarten; was für sie geschehen sollte, müßte gegen Louis Napoleon geschehen und soweit mögen wol einzelne denken, aber der demokratischen Partei als Masse liegt der Gedanke einer innern Revolution während eines solchen Krieges ziemlich fern. Wol gesteht man sich, daß ein Zusammenstoß von der Potenz, wie der bevorstehende, viele unbekannte Größen in sich trage, aber eine bestimmte Aussicht, entschiedene Hoffnung haben doch nur die Demokraten fremder Nationalitäten, die dabei mehr an die Kraft des eignen Landes denken, als an die Unterstützung Frankreichs und Englands. Man weiß auch, man hat es ja deutlich gesehen, daß die beiden Regierungen nur aufs äußerste gedrängt sich zum Kriege entschlossen, als daß sie weiter gehen würden, wie die Nothwendigkeit gebietet. Die Gerüchte von einem möglichen Anschlusse Oestreichs an die Westmächte hat hier schon aus diesem Grunde nicht so unangenehm gewirkt — wir sprechen nicht von der Regierung, denn die hat kein anderes Ziel, als diese Allianz herbeizuführen — als vorausgesetzt werden konnte. Man wünscht vor allem sehnlichst, daß Rußland wieder zurückgedämmt und daß für die zukünftige Entwicklung des civilisirten Europas ein freierer Spielraum erfochten werde. Man denkt auch nicht an Eroberungen und es scheint mir keinen geringen politischen Tact zu verrathen, wenn man allenthalben aussprechen hört, wie der künftige Krieg zunächst blos im schwarzen und im baltischen Meere ausgefochten werden müsse. Soll ich in der Auseinandersetzung der vorhandenen Sympathien der Wahrheit noch näher treten, so muß ich hinzufügen, daß man den Anschluß Preußens an den Westen noch viel mehr wünscht und wenn dieser gesichert wäre, es im Gegentheile gern sähe, wenn Oestreich mit Rußland gemeinschaftliche Sache machte. Denn Oestreich ist in Frankreich noch immer mehr gehaßt, als selbst Rußland. Bei einer solchen Combination würden auch die populären Zukunftsympathien leichter ihre Rechnung finden. Es bedarf nicht erst der Erwähnung, daß ich bei diesem Ausspruche nicht discentire, sondern blos eine Erscheinung bestätige, die ich wahrzunehmen glaube. Vielleicht glaubt man auch, vorzüglich weil man sie nicht wünscht, so wenig an einen aufrichtigen Anschluß Oestreichs an Frankreich und England. Ich bin aus andern, mehrmals hier ausgesprochenen Gründen ebenfalls dieser Meinung und halte noch immer dafür, daß Oestreich nur seinem Impulse folgen, die

deutschen Regierungen für den Anfang über die bewaffnete Neutralität hinaus nicht gehen werden. Wir sind ebenfalls überzeugt, daß dieses Fernhalten auf die Länge nicht durchzusetzen sein wird. Der Westen und in noch höherem Grade Rußland besitzen die Mittel, zuvörderst Oestreich mit zur thätigen Politik zu zwingen. Oestreich hat, glaube ich, immer noch mehr von Rußland zu fürchten — als vom Westen und darum schwankt es auch zwischen der Befürchtung einer gegenwärtigen und einer zukünftigen Gefahr — beide sind gleich groß, es fällt dabei schwer, einen Entschluß zu fassen. Wie willkommen es England und Frankreich wäre, Oestreich zu gewinnen, geht aus allem, was bisher geschehen ist, klar hervor. Nicht nur vor Rußland, nicht nur vor revolutionären Entwicklungen, sondern auch vor dem Einmengen Amerikas ist ihnen bange. Dies ist so richtig, daß sie der türkischen Regierung verboten haben, sich wegen des Anleihsens an die amerikanischen Freistaaten zu wenden. Das scheint mir am bezeichnendsten für den Standpunkt, den die Cabinete von Paris und London noch immer einnehmen. Der Krieg mit Rußland kann übrigens als begonnen betrachtet werden; die Ernennungen zum Oberbefehle für die Expeditionsarmee werden stündlich im Moniteur erwartet. Sie kennen die vorgeschlagenen Persönlichkeiten, es bleibt auch dabei, daß Prinz Napoleon eine Rolle übertragen wird, doch hat man sich für den Befehl der Reserve entschieden und der Vetter des Kaisers soll erst am 20. März von hier abreisen. Die Truppenexpeditionen sind im Gange und der erste Zug wird von Algier aus besorgt, welchem dann die Sendungen von Toulon aus folgen sollen.

Ueber das Theater habe ich nichts zu melden und über die Hofbälle mag ich nicht schreiben, weil das nicht ganz geheuer ist. Die Unpäßlichkeit von Fräulein Duprez hat mich verhindert, diese Woche über den Stern des Nordens zu berichten, das muß also bis zur nächsten Woche verschoben bleiben. Bis dahin werde ich die Oper wenigstens zweimal gehört haben und um so gründlicher darüber zu berichten im Stande sein.

Einiges Aufsehen erregte auch ein Brief, den George Sand vorige Woche als Antwort auf eine sogenannte Biographie eines Winkelkletterten drucken ließ. So vorzüglich, mit so feiner Ironie dieser Brief auch geschrieben ist, so können wir doch nicht begreifen, wie sich eine Frau und eine Schriftstellerin, die George Sand heißt, herbeilassen konnte, ein Individuum von dieser Sorte einer Antwort zu würdigen. Es ist schmähtlich, daß Verleumdungen, die das intimste Leben von Frankreichs größter Schriftstellerin zum Vorwurfe haben, in Frankreich einen Mann finden, der sie unterschreibt und einen Verleger, der so selbstschändendes Zeug zu drucken wagt, aber George Sand hätte solche Angriffe mit der Verachtung behandeln müssen, die sie verdienen. Der Schriftsteller verdient nicht diesen Herostratuslohn, und der Mensch hätte von ihrem Sohne, von ihrem Schwiegersohne, die beide Künstler sind und ihre Pflichten kennen sollten, gezüchtigt werden müssen. Das allein ist was ihm gebührt. Schriften wie die fragliche Biographie George Sands gehören in Paris zu den alltäglichen Dingen. Die erwähnte Biographie Sands, ist ein Gewebe von Lügen und Unrichtigkeiten, wie sie über die geniale Frau nur zu viel in Umlauf gesetzt sind. Man weiß übrigens, wie die Geschichte gemacht wird, aber ich will doch eines Falles erwähnen, der sich auf George Sand bezieht und darum von Interesse sein dürfte. Am 15. Mai 1848 ging George Sand am Arm eines Bekannten von mir über die Straßen, um, wie viele andere Frauen zu sehen, was es denn gebe. Auf dem Quai nächst dem Hotel de Ville angelangt (wenn ich mich genau erinnere) mußten die bei-

den stillestehen, weil das Gedränge zu stark wurde. Während sie so standen, hörten sie hinter sich einen Arbeiter seinen Nachbar fragen, wollen Sie George Sand sehen? ich will sie Ihnen zeigen. Betroffen wollte George Sand etwas erwidern, doch ihr Begleiter bat sie, sich still zu verhalten, und sich zum Arbeiter umwendend, sagte er diesem: Ja, zeigen Sie mir George Sand, ich möchte sie gern einmal sehen. Dort steht sie am Fenster jenes Café und haranguirt die Menge. Es war eine starke Frau mit hoch aufgeschürzten Ärmeln, die ein großes Bierglas in der Hand das Volk mit trunkenen Stimme anfeuerte. Die vorüberziehenden Arbeiter begrüßten sie mit dem lebhaften Rufe: Es lebe George Sand. Herr B., von dem ich diese Geschichte selbst erzählen hörte, begreift sofort die unangenehmen Folgen, welche diese Verwechslung nach sich ziehen konnte, und da er in der Menge einen Bekannten sah, bat er diesen George Sands Arm zu nehmen und begab sich mit dem Schauspieler Vocage, den er an einem andern Fenster bemerkt hatte, in das Kaffeehaus, wo die revolutionäre Rednerin stand, um sie zum Schweigen zu bringen. Sie sind nicht Madame Sand, riefen sie ihr zu, und es ist unrecht von Ihnen, im Namen einer andern solche unweibliche Handlung zu thun. Wol bin ich nicht Madame Sand, ich heiße Madame Goldschmidt, aber es kümmert mich wenig, wenn man mich für die Sand oder eine andere hält. Die beiden riefen nun dem umstehenden und vorbeiziehenden Volke zu, daß diese Frau nicht George Sand wäre. Sowie sie aber fort waren, erneuerte sich die Scene. Alles rief: Es lebe George Sand und grüßte die betrunkene Rednerin. Ein Polizeiagent, welcher sich unter der Menge befand, machte einen Bericht und in der That wurde bei George Sand Hausfuchung gehalten, sie selbst war auf Unrathen ihrer Freunde auf ihr Landgut gereist. Mein Bekannter ging mit Vocage auf die Polizei und erzählte dort den Hergang. — Man ließ andere Zeugen kommen und es stellte sich heraus, daß Madame Goldschmidt, in den Regionen der Polizei nicht unbekannt, Madame Sand diesen unangenehmen Dienst erwiesen habe. Der Concierge des Hauses aber, in welchem Madame Sand zu jener Zeit wohnte, hatte ausgesagt, daß Madame Sand und ihr Sohn eine schwere Kiste mit sich fortgenommen hätten, in der gewiß Kartätschen sein müßten, so schwer wäre sie gewesen. Das Merkwürdigste bei der Sache ist, daß in dem Kammerberichte über die Ereignisse des 13. Mai Odilon Barrot als Berichterstatter Madame Sand dieselbe Rolle spielen ließ, welche ihr im Rapport jenes Polizeiagenten angedichtet wurde. Sie mußte aufs neue gegen diese Zumuthung protestiren. Diese Geschichte ist auch bezeichnend für die Polizei, welche keinen Bericht eines Agenten unterdrückt, auch wenn ihr dessen Unrichtigkeit noch so klar bewiesen wird. Sie ist auch ein Beleg für den Werth, den man auf die Biographien der hiesigen Pamphletisten legen darf. Denjenigen Lesern, welche die Biographie Sands interessirt, verkündigen wir die Nachricht, daß in kürzester Zeit die ersten Bände von ihren Memoiren erscheinen werden. Die ersten Bände sind vollendet und wird emsig an deren Druck gearbeitet. Die deutsche Uebersetzung soll zu gleicher Zeit erscheinen.

Aus England. — Die Antwort, die Lord Clarendon am 24. Februar auf die Interpellation Lord Beaumonts über die orientalische Angelegenheit gab, enthält mancherlei Bemerkenswerthes. Sie macht die Situation klarer durch die bestimmte Erklärung, daß man alle Friedenshoffnungen jetzt fahren lassen müsse; sie läßt durch

die Zuversicht, mit der auf die Haltung Preußens und Oestreichs hingewiesen wird, vermuthen, daß diese beiden Mächte in den letzten Tagen ganz bestimmte Zusicherungen gegeben haben; sie verkündet, daß der Sultan als Preis für die materielle Unterstützung, die ihm die Westmächte gewähren, eine Convention unterzeichnet hat, welche die Aufhebung der bisher bestandenen Rechtsungleichheit der christlichen Unterthanen der Pforte sichert, womit Rußland die gefährlichste Waffe aus den Händen gewunden und dem Scrupel ängstlicher Seelen ein Ende gemacht wird, die in der Aufrechterhaltung der türkischen Herrschaft ein gegen das Christenthum begangenes Unrecht sehen. Eine andere, allerdings sehr vorsichtig gefasste Aeußerung des edlen Lords scheint anzudeuten, daß das englische Ministerium seinen frühern Standpunkt, wonach es nur für Wiederherstellung des Statusquo vor der Sendung des Fürsten Menschikoff wirken wollte, verlassen hat. Er meine nämlich, daß jetzt, wo endlich die lange erwartete orientalische Krisis zum Ausbruch gekommen wäre, man auch dafür sorgen müsse, daß diese Frage, die Europa periodisch mit einem allgemeinen Kriege bedroht, definitiv gelöst werde. Dieses könne am besten dadurch geschehen, daß man Rußland aus seiner vortheilhaften Angriffsposition verdränge, die es diplomatisch durch die Verträge von Kutschuk Rainardschi, Adrianopel, Balta-Liman, militärisch durch früher erfolgte Eroberung von Provinzen, durch deren Besitz es beständig die Unabhängigkeit der Nachbarstaaten bedroht, einnimmt. Danach also macht sich das englische Cabinet mit dem Gedanken vertraut, daß die früheren Verträge, welche Rußland so viel Einfluß auf die Türkei geben, nicht wieder erneuert werden sollen, und daß es rathsam für den Frieden Europas wäre, wenn Rußland einige seiner Eroberungen verliere. Nur Finnland, womit Rußland die Ostsee, und die Krim, womit es das schwarze Meer beherrscht, können damit gemeint sein. Auch daß der Zar die Kriegskosten bezahle, erkannte Lord Clarendon nur für gerecht an. Er setzte jedoch hinzu, daß in der Politik manches wünschenswerth sei, was die Verhältnisse nicht zu erreichen erlaubten, und daß die Verwirklichung dieser Wünsche davon abhängen, in welchem Zustande sich die Offensivkräfte der bei dieser Frage theilhaftigen Staaten beim Abschluß des Kriegs befänden.

Die ersten Truppen des Expeditions-corps haben bereits England verlassen. Führer der einzelnen Brigaden sind Obersten mit dem Range von Brigadiers, wodurch man sich über den sonst unvermeidlichen Nebelstand hinweggeholfen hat, gar zu alte Generale in das Feld zu schicken. Chef des Generalstabes ist Oberst Penefather, der sich im ost-indischen Kriege unter Napier sehr ausgezeichnet hat. Der Oberbefehlshaber des Expeditions-corps, Lord Raglan, Feldzeugmeister der Armee, war als Lord Fitzroy Somerset militärischer Secretär des Herzogs von Wellington, der ihm ganz besonderes Vertrauen schenkte. Er hat bereits bei Waterloo gefochten, und gilt für einen der tüchtigsten Generale des englischen Heeres. Für die militärischen Leser Ihres Blattes noch beiläufig die Notiz, daß die 1500 Pferde, welche die Expedition von England mitnimmt, zu ihrem Transport nicht weniger als 15,000 Tonnen Schiffsraum erfordern. Man zieht zu ihrem Transport Segelschiffe vor, da in Dampfschiffen Maschinen und Kohlen noch mehr den Raum beschränken, der durch das viele Wasser und Futter, das man für die Pferde mitnehmen muß, ohnedies schon sehr in Anspruch genommen ist.

Hinter dem drohenden Kriege tritt die neue Reformbill, die Lord Russell dem Unterhause vorgelegt hat, sehr zurück, und doch ist sie durch die weite Ausdehnung, die sie dem Wahlrecht gibt, sehr wichtig. Alle Städte, die unter 300 Wähler und 5000 Ein-

wohner haben, verlieren das Wahlrecht. Dadurch werden 29 Parlamentsitze frei. 33 Wahlflecken, die weniger als 500 Wähler und 10,000 Einwohner haben, verlieren eines ihrer bisherigen zwei Mitglieder. Außerdem haben Sudbury und St. Albans schon seit voriger Session wegen Bestechlichkeit das Wahlrecht verloren. Die so gewonnenen 66 Parlamentsitze werden folgendermaßen vertheilt. Jede Grafschaft von mehr als 100,000 Einwohnern erhält ein Mitglied mehr. Die beiden wichtigen Fabrikdistricte, das Westriding von Yorkshire mit 800,000 und South Lancashire mit 500,000 Einwohnern werden getheilt, und jeder der vier Districte erhält drei Mitglieder. Städte über 100,000 Einwohner werden in Zukunft ebenfalls drei Mitglieder wählen. Auf diese Weise fallen auf die Grafschaften 38, auf die Städte neun neue Mitglieder. Drei Städte von über 20,000 Einwohnern, Birkenhead, Staleybridge und Burnley, werden mit unter die Parlamentsstädte aufgenommen. Chelsea und Kensington zusammen erhalten 2 Mitglieder, zwei ferner die Advocatencorporationen (Inns of Court) und eines die Universität London. Die drei übrigen werden Schottland zugetheilt, nämlich eines den Universitäten, und zwei den größern Städten. Das Wahlrecht erhalten alle Personen, die einen Gehalt von 100 Pfund vom Staat oder Privaten, und viertel- oder halbjährlich zu zahlen, haben, oder 10 Pfund Dividenden oder seit 3 Jahren ein Sparkassenbuch von 50 Pfund. Ferner Graduirte aller Universitäten des Reichs, und alle Arbeiter, die ein Haus von 6 Pfund Steuerwerth bewohnen, unter der Bedingung 2½-jähriger Seßhaftigkeit an einem Orte. Die letzte wichtige Aenderung ist, daß Mitglieder, die ministerielle Aemter annehmen, sich keiner Neuwahl zu unterwerfen brauchen — eine Bestimmung, die gegen den bisherigen constitutionellen Brauch verstößt, die aber Lord John Russell für nothwendig hält, da das Ministerium allen Einfluß auf die Wahlen aus der Hand gibt und bei der Besetzung von Ministerialstellen leicht Verlegenheiten entstehen könnten, indem man nicht nach den größern Fähigkeiten, sondern nach der größeren Aussicht, wiedergewählt zu werden, fragen müsse.

Berlin, den 25. Februar. Die Haltung der Oppositionspresse in dieser schweren europäischen Krisis ist eine je mehr und mehr erfreuliche. Auf eine so einmüthige, ihres Zieles und der guten Mittel sich bewußte Energie wagten die in deutschen Zuständen erfahrenen Leute noch vor wenigen Monaten nicht zu rechnen. Kleine Schattirungen, bei dem sonstigen Contrast der Parteien ohnehin unvermeidlich, können den allgemeinen Eindruck nicht stören und lassen den hellen Grundton des Widerstandes gegen russische Dictatur und russische Corruption nur um so deutlicher hervortreten. Vielleicht muß es der lebhaften Sorge um die Erhaltung und Kräftigung dieses neuen Aufschwunges zugeschrieben werden, wenn mit den Zuständen und der Stimmung vertraute Personen nach bestimmten Seiten hin zur Vorsicht mahnen wollen. Es handelt sich, wohlverstanden, nur um eine augenblickliche Taktik, um Form und Ausdruck, um die Beobachtung einer Methode, die vielleicht schon in der nächsten Stunde einem noch nachdrücklicheren Auftreten gegen den gemeinschaftlichen Gegner Platz machen muß. Ich kann aus begreiflichen Gründen diese Andeutungen nicht weiter verfolgen und brauche wol kaum hinzuzufügen, daß selbst in diesem Vorstadium des Kampfes auf die Zerstörung des russischen Elements selbst, wo und in welcher Form es sich zeigt, nicht kräftig und nachdrücklich genug hingearbeitet werden kann, um so mehr, als Rußland seine Agenten zur bessern Ueberwachung der deutschen Presse neuerdings ganz besonders

angewiesen hat. Die Agenten sollen Beschwerde erheben und nöthigenfalls Prozesse einleiten. So weit ist es mit dem russischen Einfluß gekommen! Früherhin verstand sich das von selbst. Von der Angst vor russischer Censur und einem russischen Presoproceß wird sich niemand einschüchtern lassen. Es wäre doch auch nicht wenig interessant, den russischen Gewalthaber und conservativen Halbgoth, wenn auch nur in der Gestalt des öffentlichen Anklägers, an der Seite eines Literaten vor irgend einem deutschen Gerichtshof erscheinen zu sehen. Eine Macht, die eine solche Discussion über sich zuläßt, hat schon in den Augen der Welt abgedankt.

Zahlreiche Zeichen des sinkenden Einflusses sind auch an anderen Stellen bemerkbar. Und doch zögert die Regierung! Und doch ist die dargebotene Hand Englands noch immer nicht muthig ergriffen. Noch heute morgen schrieb die „Zeit“ in einem gegen die reactionären Gelüste der Kreuzzeitungspartei gerichteten und im übrigen leidlich vernünftigen Artikel: „seine (Preußens) Interessen weisen so wenig auf einen Anschluß nach Osten, als auf ein Bündniß nach Westen hin“. Der englischen Allianz wird mit keinem Worte gedacht. So konnte es kommen, daß, indem Preußen neulich die russischen Vorschläge zuerst mit einer fertigen Entschlossenheit ablehnte, die Oestreich langsam nachzukommen zwang, der „Moniteur“ vom 22. doch Preußen mit halber Hindeutung auf die zweite Linie stellt. Diese Gefahr, von der Opposition seit geraumer Zeit wohl erkannt, ist bis jetzt mit Recht in dem Tone einer gewissen zurückhaltenden Discretion behandelt worden. Aber die Thatsachen fangen an, sehr vernehmlich zu sprechen. Pariser Correspondenzen wissen schon von förmlichen Allianzangebotungen, die östreichische Noten nach Paris gebracht hätten. Die Nachricht ist handgreiflich verfrüht. Auch fügen dieselben Berichterstatter hinzu, daß die Depeschen der französischen Gesandtschaft in Wien keineswegs so beruhigend lauten. Daher auch der wunderbar zweideutige und in Bezug auf Oestreich halb drängende, halb drohende Schluß des Moniteurartikels. Noch ist sicherlich für Preußen nichts verloren. Oestreich hat bis jetzt den Westmächten entgegen keinen schließlich bindenden Schritt gethan. Es hat bis jetzt nur eine diplomatische Demonstration gemacht. Möge Preußen den kostbaren, zur schleunigsten Entscheidung drängenden Moment nicht ungenützt, unwiederbringlich entstehen lassen! Eine active Annäherung an England würde jeden Verdacht zum Schweigen bringen, den Moniteur zu einer anderen Sprache zwingen und Preußen — darauf kommt es allein an — seine Stellung in kraftvoller Unabhängigkeit zum Heile Deutschlands wahren lassen.

Der in meinem letzten Briefe bescheiden ausgesprochene Wunsch eines Ausdrucks der Unterstützung, welche der liberale Theil unseres Ministeriums in der augenblicklichen Krisis von der Kammeropposition zu erwarten hat, ist durch den schönen und für die Kreuzzeitungspartei tief beschämenden Ausgang der Maischsteuerdebatte zur raschen Erfüllung gelangt. Eine andere kundigere Feder wird die einzelnen Vorgänge der Beratung in diesen Blättern hervorheben. Nur die Bemerkung noch, daß auch außer dem parlamentarischen Kreise jene patriotische Discussion den besten Eindruck zurückgelassen hat.

Auswärtige Literatur. Die Februarrevolution und der darauf folgende Staatsstreich des December hat den Glauben der Deutschen an die Weisheit der französischen Politik mächtig erschüttert. Es sind in den letzten Jahren eine Reihe von Schriften von allen möglichen Parteistandpunkten erschienen, die in der Entwicklung Frankreichs nichts weiter sehen, als einen unabwendbaren Verwefungsproceß: ein

Urtheil, das uns doch einem so elastischen und schnell sich formenden Volke gegenüber zu gewagt erscheint, zu sehr influenzirt von den Idealen, die man sich früher über Frankreich gebildet hatte. Was aber noch merkwürdiger ist, die Franzosen fangen selber an in sich zu gehen, und ihre Anschauungen über ihre eigene Zukunft sind fast ebenso trübe, als die der Deutschen. Sie haben auch das vollkommen richtige Gefühl für das Grundübel, an dem Frankreichs Geschichte und Verfassung gelitten hat, für die Absorption aller individuellen politischen Kräfte durch die Vollgewalt des abstracten Staats, der erst in den Händen des Königthums lag, dann aber wie in einem Hazardspiel dem ersten besten zufiel. Wir haben früher auf die geistvollen Schriften Maudots aufmerksam gemacht, der die Nachtheile dieser Centralisation mit tiefer Einsicht und warmer patriotischer Beredsamkeit geschildert hat. Das Januarheft der *Revue de deux mondes* bringt einen ähnlichen Artikel von einem der schärfsten Denker des jüngern Frankreichs, dem Prinzen Albert de Broglie unter dem Titel: *Conclusion de l'histoire de France*. Der größte unter den jetztlebenden Geschichtsschreibern Frankreichs, Augustin Thierry, hatte einige Jahre vor der Februarrevolution sein Werk über die Bildung und Geschichte des Tiers-état begonnen, worin er die allmälige Verwandlung aller Functionen des französischen Staats in das Bürgerthum als das leitende Princip der ganzen französischen Geschichte nachzuweisen suchte. Bei seiner tiefen Kenntniß der französischen Specialgeschichte aus der früheren Zeit, die von den gewöhnlichen französischen Historikern übersehen wird, war daraus ein talentvolles, in allen Theilen durchsichtiges Werk hervorgegangen. Aber die Revolution machte einen gewaltsamen Strich durch die Schlußrechnung. Das Bürgerthum war leichtsinnig, unklug und eitel genug, das Heft des Staats aus den Händen zu geben, und Frankreich erlag wieder einem Militärregiment. Thierry vollendete seine Geschichte bis zur Gegenwart, aber er war ehrlich genug, zuzugestehen, daß er die Weiterentwicklung nicht mehr begriffe. Sein Geschichtswerk gab einem andern Kritiker, Herrn von Carné, Veranlassung, seine Ansichten über die Entwicklung der französischen Gesellschaft gleichfalls darzustellen; aber obgleich auch diese Arbeit viele scharfsinnige Forschungen enthielt, so fehlte ihr doch jene ruhige und gelassene Ueberlegung, die allein der Geschichte ihre Vollendung geben kann. So hatte er z. B. in der katholischen Reaction des 16. Jahrhunderts einen Ausdruck des französischen Bürgerthums gefunden. In diesen und ähnlichen Fehlern weist ihn Herr von Broglie zurück, mit einer Feinheit und Urbanität, und trotz seiner adeligen Sympathien zugleich mit einer so bürgerlichen Gesinnung, daß wir den Artikel mit großer Freude gelesen haben. Er hebt namentlich die Fehler des Bürgerstandes hervor, die aus dem französischen Nationalcharakter entsprangen. Das Bürgerthum ging in der Regel von den verständigsten und zweckmäßigsten Intentionen aus, aber im Rausch des Sieges vergaß es jedesmal den wirklichen Inhalt seiner Wünsche und Hoffnungen. Statt nach wirklicher Macht strebte es nach schimmernder Ehre, es begab sich in den Dienst des absoluten Staats und wurde bald nachlässig, müde und blasirt. So ließ es sich im Augenblick nehmen, was es durch jahrelangen Fleiß errungen hatte. — Die Anschauungen, von denen Herr von Broglie ausgeht, stimmen wesentlich mit den Ideen unserer historischen Schule überein, aber sie sind frei von den einseitigen und gefährlichen Abstractionen, in welche diese Schule sehr bald herabfiel. Wie unsere Historiker sieht er in der Individualisirung der Staatskräfte nicht nach Montesquieschen Systemen, sondern nach lebendiger, organischer Gliederung, das wahre Heil des Staats; aber er ist nicht so sanguinisch, die Geschichte nach alten

Sympathien und Idealen zurückschrauben zu wollen. Die Zukunft ist auch ihm ein ungelöstes Räthsel, und schon darin zeigt sich ein Fortschritt im französischen Denken; denn früher waren die Franzosen stets bereit, bei jedem neuen Thatbestand sich für den Augenblick zu beruhigen und sich in ihn als einen zweckmäßigen und nothwendigen zu schicken, bis sich dann auf einmal wieder eine allgemeine und leidenschaftliche Opposition erhob. Sobald sich die Franzosen nur erst an ruhige Ueberlegung gewöhnt haben werden, wird es auch ihrer Entwicklung nicht fehlen; an der Lebenskraft dieses ewig jungen Volkes haben wir nie gezweifelt. — Im Gegensatz zu diesen Selbstbekenntnissen der Franzosen hat uns im Januarheft von Fraser das Urtheil eines englischen Kritikers über das junge Deutschland interessirt. Der Aussatz ist mit einem wahren Sprühfeuer von Witz geschrieben und mit einer Detailkenntniß, daß wir in dem Verfasser beinahe einen Deutschen vermuthen möchten. Nur begeht er den Fehler, der auch bei uns nur zu häufig vorkommt, die Verirrungen unserer Literatur gradezu unserm Volke aufzubürden. Wir dürfen nicht müde werden, gegen diese Verwechslung fortdauernd Protest einzulegen: denn wenn wir auch sehr wohl wissen, daß eine Literatur nicht in der Luft schweben kann, daß sich in ihr ebenso wie in allen andern Functionen des Geistes eine Seite des Nationalcharacters offenbart, so dürfen wir doch nicht vergessen, daß es eben nur eine Seite ist und daß man, um zu einem abschließenden Urtheil zu kommen, auch die andern Seiten in Rechnung ziehen muß. Wir Deutschen haben uns zu sehr daran gewöhnt, namentlich seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts, die schöne Literatur als den einzigen Ausdruck unseres Geistes zu betrachten. Wenn wir uns aufmerksamer in unser eignes Leben vertiefen, so werden wir wol zu der Ueberzeugung kommen, daß wir besser sind, als unser Ruf. —

Wir haben vor einiger Zeit auf das Erscheinen der Werke Molières in der Bibliothèque des classiques français, Frankfurt a. M., bei Veithold, aufmerksam gemacht. Mit vier neuen Lieferungen ist jetzt Molière geschlossen. So hat das Publikum jetzt für 1 Thlr. 18 Sgr. in 3 Bänden eine sehr gut ausgestattete, handliche und im wesentlichen correcte Gesamtausgabe Molières, jenes Schriftstellers, in welchem das alte Frankreich sich wol immer am deutlichsten wiederfinden wird, wenn die meisten der romantischen Tageshelden der Literatur längst vergessen sein werden. —

Das Januarheft der Edinburgh Review enthält einen sehr interessanten und ausführlichen Artikel über die Werke von Thackeray, in dem zwar das große Talent dieses geistvollen Schriftstellers vollkommen anerkannt wird, in der aber seine Fehler mit größerer Bestimmtheit zusammengestellt werden, als wir es bis jetzt in irgend einer andern Recension gefunden haben. Bei dieser Gelegenheit kommt der Referent auf einige allgemeine ästhetische Ausführungen, denen wir im Wesentlichen beipflichten. Wir machen hier auf die eine Bemerkung aufmerksam, weil sie sich auf einen Fehler bezieht, in den sehr viele unserer Novellisten und Dramatiker verfallen. In der Entwicklung des Characters der Rebekka in Vanity Fair tabelt nämlich der Kritiker den Dichter, daß er sie zum Schluß noch mit einem Giftmord belästet. „Komische Charaktere sollen belustigen, aber nicht erschrecken; sie mögen so lasterhaft sein, wie es dem Verfasser gefällt, sie mögen betrügen, rauben u. dergl., aber sie sollen nicht tödten. Ueber die Vermischung des Komischen und Tragischen mag man verschiedener Ansicht sein; aber dieser Grundsatz scheint uns festzustehen, daß das Komische nur eine Zugabe zum Tragischen sein darf, nicht umgekehrt. Die Einleitung einiger heiterer Stellen in finstern

und schreckenden Scenen empfindet man als wohlthuend, dagegen stört die Einwebung schrecklicher Bilder unter heitern die Stimmung und Phantasie; es ist, als ob man in den Hintergrund einer idyllischen Landschaft einen Galgen malte. Wir freuen uns von der beständigen Betrachtung des Leides und der Gefahr einen Augenblick aufzuathmen, wir werden aber verstimmt, wenn unser Gelächter durch Wehklage und Geschrei unterbrochen wird. In sämtliche Tragödien Shakespeares sind komische Stellen verwebt, aber in keine seiner Komödien ein tragisches Moment. Persy, Richard III. u. s. w. sind tragisch, ihre Gewalt im Guten und Bösen ist gigantisch, das Schicksal von Königreichen hängt von ihnen ab, sie können sich zum Spiel herablassen, ihr Witz und ihr Humor, wenn er auch zuweilen ins Burleske übergeht, erniedrigt. Richard mag lächeln, denn er kann morden, während er lächelt. Aber was sollten wir von Shakespeare denken, wenn er aus Falstaff einen Mörder gemacht, und wenn er Schaal, Pistol und Poins in eine mörderische Verschwörung verwickelt hätte. Für die meisten Menschen ist Haß eine peinliche Gemüthsbewegung. Freilich gibt es kränkliche Stimmungen, die eine starke Aufregung verlangen, die sich an Gemälden von Mördern, Tyrannen und Unterdrückern mit derselben Seelenruhe ergößen, als wenn sie Tabak rauchten. Aber diese abgestumpften und verwilderten Nerven sind selten. In den meisten Gemüthern verlangt der Unwille, der durch die Beschreibung großer Verbrechen hervorgerufen wird, entweder durch die Wiederherstellung des moralischen Zustandes oder dadurch versöhnt zu werden, daß man die Aufmerksamkeit auf das Heldenthum des Leidens, auf den Muth, mit welchem dem Unrecht widerstanden wird, hinlenkt. Aber das alles sind Materialien für eine Tragödie. Wenn man sie in ein Werk einführt, dessen Vastis komisch ist, so rufen sie uns auf eine peinliche Weise von den sonnigen Scenen, unter denen wir uns bewegten, zu den finstern Bildern der Noth und des Leidens ab.“ — Die Bemerkung hätte weiter ausgeführt werden können, sie enthält aber im Wesentlichen das vollkommen richtige Princip und sollte immer von neuem in Erinnerung gebracht werden, da unsere neueste Literatur ganz darauf ausgeht, jenes widerwärtige gemischte Gefühl hervorzubringen, bei dem man nicht weiß, ob man lachen oder trauern soll und das zuletzt immer auf einfachen Stel herauskommt. —

Wigand Pocket Miscellany 2. Band. Göttingen, G. G. Wigand. — Wie der 1. Band enthält auch dieser 2. eine Reihe gut erzählter und interessanter kleiner Geschichten und man hat für den billigen Preis von 10 Sgr. eine reiche Sammlung unterhaltender Lectüre. Doch können wir den Wunsch nicht unterdrücken, daß der Herausgeber in seiner Auswahl noch strenger sein möchte. So ist z. B. der Aufsatz von Thakeray, mit dem die Sammlung eröffnet wird, über den Einfluß des Humors auf die öffentliche Wohlfahrt, eines der schwächsten Erzeugnisse dieses begabten Schriftstellers, wenn auch die Wärme, mit der er von Dickens spricht, wohlthuend wirkt, und wie die höchst fade und sentimentale Liebesgeschichte Meeta Clisters first et second love in die Sammlung hat aufgenommen werden können, verstehen wir volends nicht. —

Amerikanische Bibliothek, Band 84—87. Leipzig, Kollmann — enthält den Roman Duenchy von Elisabeth Wetherell, deren ersten Roman „die weite, weite Welt“ wir in diesen Blättern bereits angezeigt haben. Es ist in den Schriften der Verfasserin so viel Gutes, daß man lebhaft bedauern muß, durch die vollständige Abwesenheit aller Kunst dasselbe wenigstens zum Theil verkümmert zu sehen. Ein so

vollständiger Mangel an Composition ist unerhört. Abgesehen davon, daß ein und dieselbe Person grade wie im ersten Roman und zwar auf einer ziemlich unter den nämlichen Voraussetzungen von der Kindheit bis zur Jugend verfolgt wird, ist in dieser Geschichte auch nicht die geringste Einheit. Personen kommen und verschwinden wie auf einer Eisenbahnfahrt und wenn sie später einmal wieder auftreten, so ist es der reine Zufall. Man hat nicht Zeit, für sie warm zu werden, man verliert sie zu schnell aus den Augen. Die Charakteristik der Einzelnen bietet viele glänzende Seiten, aber auch sie leidet an dem Fehler einer zu großen Hastigkeit. Wir sehen nur die Originalität der einzelnen Erscheinung; Entwicklung und Analyse ist fast gar nicht vorhanden. Außerdem ist in der Art und Weise, wie alle diese Personen sich über alle möglichen Gegenstände unterhalten, eine gewisse Manierirtheit, was theilweise seinen Grund in den uns fremden amerikanischen Umgangsformen haben mag. Ueberhaupt wird zu viel geredet und philosophirt, auch wieder über das Christenthum, dem die Verfasserin mit mehr Andacht als Verstandniß ergeben ist. Außerdem capricirt sich die Dichterin darauf, die Geschichte in der Mitte abzubrechen, ganz wie in dem ersten Roman. Es war in den früheren Romanen die gute alte Sitte, daß es endlich zu einer Heirath und wenn der Ausgang traurig war, zum Tode oder zum definitiven Bruch kam, und wir finden das auch ganz in der Ordnung, denn man will doch wissen, wie das Gewebe der Intrigue sich endlich entwickelt. Mißreß Wetherell aber führt in beiden Romanen zwei für einander bestimmte Personen auf die mannigfaltigste Art zusammen, und wenn man denkt, nun soll es doch wenigstens zu einer Erklärung kommen, bricht sie plötzlich ab. Das ist doch zu hart gegen das Publicum, und um so härter, da man sich bei ihren Personen gar nicht darauf verlassen kann, daß sie nach dem Fallen des Vorhangs noch das Ihrige thun werden. Es ist in den Leuten, die sie mit besonderer Vorliebe schildert, ein so unerhörter Fanatismus der Resignation, daß man immer auf das Unglaublichste gefaßt sein muß, daß man immer die Furcht hat, zwei Personen, die sich auf das innigste lieben und achten, die ganz für einander passen und deren Vereinigung nicht das Geringste im Wege steht, werden grade darum sich nicht heirathen. Wir müssen gestehen, wir ziehen die alte naive Weise der Dichtung vor. Wenn wir indessen von diesen Ausstellungen absehen, so finden wir auch in diesem Roman wieder einen reichen Schatz des Gemüths, eine Fülle inniger und lebhaft dargestellter Herzensbewegungen, eine gesunde und belebte Anschauung der Natur und einen verständigen Sinn für das praktische Leben, der zu den schönsten und kräftigsten Gestalten führen würde, wenn nur die Dichterin sich die Mühe gäbe, bei der Sache zu bleiben. —

Literatur. — In einem frühern Artikel über die Bearbeitung Calderons in Deutschland sprechen wir den Wunsch aus, daß die Arbeiten Valentin Schmidts aus den Wiener Jahrbüchern aufs neue abgedruckt werden möchten. Wir erfahren mit großer Befriedigung, daß außer den von uns angeführten Aufsätzen, zu denen noch ein von uns übergangener in Band 43 der Jahrbücher kommt, ein größeres Manuscript des verstorbenen Gelehrten über Calderon existirt, welches der Sohn desselben, Herr Dr. Leopold Schmidt in Bonn, kritisch gesichtet und mit jenen früheren Artikeln in ein Ganzes verarbeitet, herauszugeben gedenkt. Wir sehen diesem Werke, welches eine höchst fühlbare Lücke unserer Literatur ausfüllen dürfte, mit Freude entgegen. —

La jeunesse du Louis XIV. Comédie en cinq actes et en prose par Alex. Dumas. Bruxelles et Leipzig. Kiessling et Comp. — Dieses Drama gehört in die sehr hübsch ausgestattete und äußerst handliche kleine Ausgabe, die unter dem Titel Bibliothèque franco-belge erscheint und die theils ganz neue Werke, theils ältere enthält, deren Wiederabdruck durch die Verfasser legitimirt ist. — Auf dem Titel ist die Notiz hinzugefügt, daß das gegenwärtige Drama in Paris durch die Censur verboten ist; ob blos durch die Theaterzensur oder überhaupt, das ist nicht gesagt. Wie die Pariser Censur eigentlich dazu gekommen ist, das mag Gott wissen, denn von politischer Gefährlichkeit ist gar keine Rede, und was die Sittlichkeit betrifft, so steht es den neuesten Pariser Komödien wie ein wahrer Zugendspiegel gegenüber. — Das Stück selbst ist ganz schlecht. Dumas hat den „geheimen Agenten“ von Hackländer gelesen und das leitende Motiv dieses Stücks fast mit denselben Worten des deutschen Dichters wiedergegeben. Molière als routinirter Lustspieldichter empfiehlt dem jungen König Ludwig XIV., der, von den Regierungsgeschäften gar nichts erfährt, sich dadurch die Kenntniß derselben zu verschaffen, daß er allen seinen Hofleuten einredet, er habe einen geheimen Agenten, der ihm alle Neuigkeiten verrathe, weil in der Bestürzung darüber die Hofleute selbst sich beeilen werden, jeder die Geheimnisse des andern zu verrathen, um sich beim König ein Verdienst zu erwerben. Dieses ganz glückliche Lustspielmotiv, das Hackländer mit ziemlichem Geschick ausgebeutet hat, läßt Dumas aber wieder fallen. Das angebliche Geheimniß veranlaßt keinen einzigen Hofmann zu plaudern, sondern der König hat wirklich einen geheimen Agenten oder vielmehr eine geheime Agentin, ein lustiges Böfchen, die in alle Zimmer eindringt, überall unter den Tisch kriecht, alle Geheimnisse belauscht und Sr. Majestät getreuen Bericht abstatet. Da ist es denn freilich keine Kunst, die Hofintriguen zu durchschauen. Von Hackländer scheint aber Dumas nachher zur Birch-Pfeiffer übergegangen zu sein. Ob diese Dame ihr Schauspiel Mazarin ihrerseits aus irgend einer französischen Quelle entlehnt hat, ist uns unbekannt. Die charakteristischen Züge scheinen uns aber deutsch, oder vielmehr Birch-Pfeiffers zu sein. Mazarin, der das ganze Stück hindurch als ein Intriguant und Geizhals lächerlich gemacht worden ist, erweist sich zuletzt als tugendhafter und dem öffentlichen Wohle mit Aufopferung dienender Staatsmann, der gerührt wird und alle Leute in Nührung versetzt. Wir glauben nicht, daß Dumas so etwas erfinden kann, er muß diese höhere Auffassung der Politik von der Birch-Pfeiffer gelernt haben. Originell ist dagegen, daß er Mazarin das ganze Stück hindurch italienisch lispeln läßt, originell ferner die Hinzufügungen von zahllosen Genrebildern aus dem damaligen Culturleben, von Hof- und Liebesintriguen u. dgl. — Uebrigens würde das Stück auf dem Theater drollig genug aussehen, wenn man es stark zurechtschnitt, denn es ist zu breit. —

Neue Werke für Natur- und Erdkunde. Deutschlands Boden, sein geologischer Bau und dessen Einwirkungen auf das Leben der Menschen von B. Cotta, 1. Abth. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1853. Dies vortreffliche Werk ist eine Lieblingsarbeit des geehrten Verfassers, für welche er seit einer Reihe von Jahren Beobachtungen zusammengetragen und Studien gemacht hat. Manches dafür ist allerdings in den Detailbeschreibungen einzelner Landstriche von anderen vorgearbeitet. In der vorliegenden systematischen Ausführung erscheint Idee und Tendenz des Werkes als neu, seine Abfassung als eine große Erweiterung des Gebietes, in welchem die Naturwissen-

schaften herrschen. Ein besonderer Vorzug des Verfassers war, daß er eine genauere Kenntniß der praktischen Thätigkeiten des Menschengeschlechtes besitz, und den Takt gehabt hat, mit richtiger Erkenntniß die Grenzen auszustrecken, über welche hinaus der natürliche Zwang der Terrainverhältnisse nicht mehr bestimmend auf die Entwicklung der Völker wirkt und daß er die Größe und Bedeutung dieser Wirkungen nirgend überschätzt hat.

Es versteht sich von selbst, daß bei dem gegenwärtigen Standpunkt der Geologie nicht alle Theile unseres Vaterlandes gleich gründlich behandelt sein können, denn selbst in Deutschland sind die Bodenverhältnisse noch keineswegs überall mit genügender Sicherheit festgestellt, aber die Masse des Bekannten und die Resultate, welche schon jetzt aus demselben gezogen werden können, sind so bedeutend, daß wir uns nicht enthalten können, einzelne derselben hier mitzutheilen ohne Rücksicht darauf, ob diese grade als neu und originell zu betrachten sind.

Der geologische Bau Deutschlands, seine Gebirge, Thalbecken, Tiefländer, Stromsysteme bilden auch in geologischer Hinsicht keine Einheit, es gibt keine natürliche Hauptstadt Deutschlands und keine natürlichen Grenzen. Die staatliche Concentration ist nur in einzelnen Theilen begünstigt, die sehr mannigfaltigen Gebirgssysteme haben von je die Völkerstämme getrennt erhalten und eine verschiedenartige Entwicklung begünstigt. — Die größeren Städte Deutschlands, hervorgegangen aus den Verkehrsbedürfnissen der Völker, sind zu gleicher Zeit entweder für sich oder mit naheliegenden zusammen die Brennpunkte von geologischen Einheiten. — Von dem geologischen Bau des Bodens hängen zunächst die Eigenschaften ab, welche er dem Ackerbau und der Waldkultur darbietet, ferner aber ein sehr großer Theil gewerblicher und industrieller Thätigkeit. (Kohlenlager, Erzgänge, Steinbrüche, Salzquellen u. s. w.) — Eine merkwürdige Erscheinung ist, daß die Dichtigkeit der Bevölkerung eines Landstrichs nicht vorzugsweise von seiner Fruchtbarkeit für den Landbau abhängt, sondern in noch höherem Grade davon, ob der geologische Grund desselben eine große Mannigfaltigkeit der Gesteinschichten enthält, welche eine kräftige und mannigfaltige Entwicklung der Industrie begünstigt. So kommt es, daß an den Rändern der Gebirge die Bevölkerung in der Regel am stärksten ist und sich schneller vermehrt als in den fruchtbarsten Ebenen, in welchen der conservative Ackerbau ein massenhaftes Anschwellen der Bevölkerung viel weniger befördert.

Die Schilderung der mannigfaltigen geologischen Einheiten in Deutschland ist von Cotta da, wo seine eigne reiche Erfahrung oder die Vorarbeiten anderer ihn unterstützten, in sehr interessanter Weise durchgeführt. Sachsen, Thüringen, die Mark, die Lüneburger Heide, das Saue land, die Marschgegenden der Nordsee, jener berühmte Boden der alten Bauernrepublik u. s. w. sind in ihrer geologischen Eigenthümlichkeit und in der Einwirkung, welche sie auf Lebensweise, Sitten und die politische Existenz der Anwohner hatten, sehr schön charakterisirt. Und auch ein Vielgereiseter, welcher in den verschiedensten Gegenden Deutschlands heimisch geworden ist, wird mit Erstaunen aus dem Werke kennen lernen, wie merkwürdige und ihm wenig bekannte Landschaften und Kulturverhältnisse in unserm Vaterlande sich finden.

Ein zweiter Band des Werkes ist dem Leser versprochen. —

Des Knaben Wunderhorn, alte deutsche Lieder, gesammelt von Arnim und Brentano. 4. Bd. mit Registern über sämtliche Bände der ersten und letzten Aus-

gabe, nach Arnims handschriftlichem Nachlasse herausgegeben von Ludwig Erk. Berlin, Expedition des v. Arnimschen Verlags. — Die neue Redaction dieser Volkslieder weicht bekanntlich von den ursprünglichen Absichten der Herausgeber ab. Arnim und Brentano kam es nur darauf an, ein poetisches Handbuch zu geben, welches, aus der Mitte des Volks hervorgegangen, den Charakter desselben in einer gewissen Vollständigkeit abspiegeln sollte. Die historische und philologische Kritik wiesen sie ganz entschieden zurück. Es kam ihnen nicht blos auf eine strenge Genauigkeit nicht an, sondern sie verschmähten es zuweilen auch nicht, in der Form wie im Inhalt zu idealisiren, freilich nach einer andern Seite hin, als man sonst gewöhnlich idealisirt. Seit der Zeit haben sich die Ansichten in dem wissenschaftlichen Leben der deutschen Sprachforschung geändert, man verlangt historische und philologische Genauigkeit in der Wiedergabe dieser Quellen, und in diesem Sinn hat der neue Herausgeber verfahren. Er gibt überall die Quelle und die Zeit des Entstehens an, soweit das möglich ist, er behält die alten Sprachformen bei und erklärt sie in der Note, kurz er strebt nach einer wissenschaftlichen Haltung. Was den Werth der Lieder in diesem 4. Bande betrifft, so sind sie natürlich sehr ungleich; in einzelnen ist eine wirkliche und intensive poetische Naturkraft, andere sind nur der gedankenlose Nachklang alter Weisen. Im Ganzen gewinnt man aber auch durch diese Sammlung wieder das deutsche Volk sehr lieb mit seinem tüchtigen, innigen, etwas träumerischen, aber doch nicht weichlichem Gemüth, seinem unerschöpflichen Humor und seiner weitumfassenden lebendig-bewegten Phantasie. — Daß es in den Werken, die aus der Expedition des Arnimschen Verlages hervorgehen, an Seltsamkeit nicht fehlen würde, haben wir von vornherein vorausgesetzt. Zu einer unschädlichen Seltsamkeit rechnen wir folgende Dedication: „Dem um Deutschlands Volkslieder hochverdienten Ludwig Erk ertöne dankend in Widmung seines 4. Bandes das Wunderhorn;“ worauf dann derselbe Ludwig Erk in einer Vorrede den Wunsch ausspricht, er möchte hinter den Erwartungen der Frau v. Arnim nicht zurückgeblieben sein. Aber viel fataler ist eine zweite Seltsamkeit. Nämlich mit S. 49 fängt ein ganz neuer Druck an, der weder mit den früheren Seiten noch mit den übrigen Bänden übereinstimmt. Das ist doch eine Nachlässigkeit, die durch die oberflächliche Entschuldigung des Herausgebers nicht gut gemacht wird. Ein sehr angenehmer Beitrag ist das alphabetische Register, sowie die hin und wieder angebrachten Hinweisungen auf Parallelstellen. Von den letzteren haben wir gewünscht, daß sie zahlreicher wären. — Nebenbei bemerken wir, daß auf dem Umschlag der 2. Band der „Kronenwächter“ als bereits erschienen angegeben wird. Wir haben ihn noch nicht gesehen, sind aber sehr begierig darauf. —

Das Russische Reich, Geschichte, Geographie und Statistik, Religions- und Staatsverfassung, Sitten und Gebräuche, gegenwärtige Weltstellung. Von Eugen v. Caulaincourt. Leipzig, Rimmelman. — In der öffentlichen Meinung tritt im gegenwärtigen Augenblick wol jedes anderweitige Interesse hinter dem an der orientalischen Verwicklung zurück. In dem Gefühl sind in diesem Falle, Gott sei Dank, fast alle einig, exceptis excipiendis, d. h. ausgenommen diejenigen, welche selbst den verhassten Demagogen vergöttern würden, wenn er irgend einen Act des gewaltthätigen Despotismus übe, die selbst ihre persönlichen und principiellen Sympathien verleugnen, wenn es gilt irgend ein schreiendes Unrecht zu beschönigen und dadurch der öffentlichen Meinung ins Gesicht zu schlagen. Es kommt nun darauf an, diesem Gefühl auch den richtigen Gehalt zu geben. Jedes neue Mittel, uns über die Bedeutung jener Frage,

über die Kräfte, die dabei ins Spiel kommen, über die Mittel, mit denen man ihr begegnen kann, correcter besser zu orientiren, muß uns willkommen sein. So auch die historisch-statistischen Notizen der gegenwärtigen kleinen Schrift. Sie bemüht sich, ganz objectiv zu sein; sie gibt nur Thatsachen; was daraus zu machen sei, überläßt sie dem Publicum. Indes an dem Urtheil fehlt es uns nicht und so gewinnen denn auch die trocknen Thatsachen eine lebendige Farbe für uns. —

Der Geist in der Natur, von Hans Christian Dersted. Deutsch von Kanne-gieser. Neue Ausgabe in 2 Bänden. Leipzig, Vord. — Dieses Werk eröffnete die zahllose Reihe der populär-wissenschaftlichen Schriften aus der Naturgeschichte, die alle auf dasselbe Ziel hinausgehen, die Darstellung der Vernunft im Weltreich. Das Buch hat damals ein außerordentliches und gerechtes Aufsehen gemacht. Wir haben uns ausführlich darüber ausgesprochen. Wir können nur wünschen, daß diese Lebensarbeit eines großen und feinfühlenden Gelehrten auch jetzt noch, nachdem man von der Frucht fast etwas zu reichlich gekostet, in seiner neuen und bequemeren Form sich jene Anerkennung erwerben möchte, die dem wahrhaft wissenschaftlichen Geiste immer zu Theil werden sollte. —

Olympia Morata, ein christliches Lebensbild, bearbeitet von Ottilie Wildermuth. Stuttgart, Scheitlin. — Das Buch ist nach dem französischen Werk von Bonnet bearbeitet, der darin, in der Art, wie sie durch Cousin angebahnt worden ist, ein Charakterbild aus dem italienischen Leben des Reformationszeitalters hat geben wollen. Diesen culturhistorischen Apparat hat die Bearbeiterin weggelassen; sie hat aber dadurch den eigentlichen Sinn des Buches aufgehoben. Denn ein so zu sagen novellistisches Interesse hat die Geschichte der Olympia nicht. Sie ist zu einfach und selbst zu leer an innerm psychischem Gehalte. — Olympia Morata, die Tochter eines Professors in Ferrara, war 1526 geboren, mit der Prinzessin Anna, der nachmaligen Herzogin von Guise, gemeinschaftlich erzogen, und zeichnete sich schon in frühester Jugend durch jene poetischen Gaben aus, die man bei lebenswürdigen Damen auch dann schätzt, wenn sie nicht sehr inhaltreich sind. Olympia war zu sehr in das Studium des Alterthums vertieft, um von dem Geist der Reformation, der sich damals auch über Italien verbreitete, irgendwie afficirt zu werden. Allein eine Hofcabale entfernte sie von ihrer Stellung und in der Einsamkeit fand der neue Geist des Christenthums bei ihr Eingang. Sie verlobte sich 1550 mit dem Doctor Grundler, einem jungen Gelehrten aus Schweinfurt, folgte demselben in seine Vaterstadt, wurde durch die Belagerung und Einnahme Schweinfurts 1554 wieder vertrieben, fand eine Zuflucht bei dem protestantischen Grafen von Erbach und starb endlich 1555, erst 29 Jahre alt, in Heidelberg. — Das ist ihre einfache Geschichte. Die hinzugefügten Briefe Olympias sind zwar insofern interessant, als sie uns von dem Ton der Zeit ein Bild geben, sonst aber haben sie keine große Bedeutung. — Die Herausgeberin hätte sorgfältiger bei ihrer Bearbeitung den Schwulst und die Ziererei vermeiden sollen, zu welchem sie nur zu sehr geneigt ist. —

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: **F. W. Grunow**. — Verlag von **F. V. Herbig** in Leipzig.

Druck von **C. E. Elbert** in Leipzig.